

## Unsere hugenottischen Vorfahren:

### 3. als Neubekehrte »Nouveaux Convertis« in Metz bis zur Flucht der letzten wegen ihres Glaubens Verfolgten.

Anbete Du das Feuer Hundert Jahr',  
Dann fall' hinein, Dich frißt's mit Haut  
und Haar.

Goethe.

Während ein großer Teil unserer Familie wie Tausende von Glaubensgenossen infolge der geschilderten Unterdrückung der Protestanten aus Metz und Frankreich ins Ausland flüchtete und hier allmählich eine neue Heimat fand, ist ein kleiner Teil vorläufig in Metz geblieben. Unter den letzteren war auch unser direkter Vorfahr, Apotheker David Jassoy (-le Bachelé), obgleich seine Geschwister wie seine alte verwitwete Mutter sich zur Flucht entschlossen hatten. Grund zum vorläufigen Ausharren mag für Jassoy das zarte Alter seiner Kinder und die außerordentlich schwierige, wenn nicht unmögliche Verlegung der auf Privilegien beruhenden Apotheke in das weit entfernte Ausland gewesen sein. So blieb unser Vorfahr in Metz, vielleicht in der stillen, aber irrigen Hoffnung, daß der Sturm der Verfolgung bald vorüberbrausen werde, und daß dann wieder Zeiten der Duldung kommen müßten.

Wir sind unter diesen Umständen genötigt, noch einen Blick auf die Verhältnisse jener unglücklichen Neukatholiken zu werfen, die nach dem verwüstenden Unwetter der Dragonerbekehrung, dem nur widerstehen konnte, wer zum Märtyrer geboren war, in Metz blieben und der Gewalt sich beugten.

Wer schildert die Lage dieser Armen, die einem äußeren furchtbaren Drucke sich unbedingt fügen und doch auch mit den Überlieferungen der Vorfahren und der Stimme des Gewissens sich abfinden mußten und über deren religiöses Leben nur Aktenstücke der Gegner und die halbverklungene Sage von der »Eglise du désert« (der Wüstenkirche) berichtet?



Welche Lücken die Auswanderung gerissen hatte, haben wir bereits versucht zu schildern. Man sollte glauben, daß nach einem solch furchtbaren Menschenverlust, nach der Verödung der Städte und Dörfer, dem Versiegen von Handel und Industrie, der beispiellosen Entwertung aller Grundstücke ein Aufgeben des unheilvollen Systems hätte stattfinden müssen, und tatsächlich war auch vorübergehend ein Nachlassen in der Verfolgung zu bemerken. Aber um 1700, als Ludwig XIV. im höchsten Greisenalter ganz in die Gewalt seines jesuitischen Beichtvaters geriet, wurde mit der Zwangskatholisierung der sogenannten Nouveaux Convertis und namentlich von deren jungem Nachwuchs, der durch die Dragonaden nicht getroffen war, in aller Strenge fortgefahren, freilich stets mit dem gleichen Endresultat, daß die unglücklichen Opfer, zur Verzweiflung getrieben, ihre Kinder und schließlich sich selbst ins Ausland flüchteten trotz der furchtbaren Strafen, die gerade auf die Auswanderung gesetzt waren.

Und unglaublich aber wahr, das unselige Bekehrungssystem ist fast ein volles Jahrhundert in Geltung geblieben, obwohl selbst die begeistertsten Berichte über die Katholisierungserfolge darin übereinstimmen, daß die sogenannten Nouveaux Convertis zwar der Gewalt wichen und die katholischen Übungen mitmachten, aber stets mit einer fast unverhohlenen zutage tretenden Verachtung. Besonders der Beichtzwang und die Messe, aber auch die Prozessionen waren für die reformierten Ketzer von heiklem Charakter. Mußte ihnen doch die von der katholischen Kirche gelehrte Transsubstantiation mit ihrem Monstranzzauber geradezu als abgöttischer Greuel erscheinen, zumal in der Abendmahlslehre nicht einmal zwischen den verschiedenen evangelischen Richtungen eine Einigung zu erzielen gewesen war.

So mögen viele sich mit der katholischen Messe in ähnlicher Weise abgefunden haben wie jener David Very aus Courcelles, der am Ostersonntag 1714 dabei beobachtet wurde, daß er die Hostie wieder aus dem Munde entfernte und, um sie verschwinden zu lassen, auf dem Boden zertrat. Er wurde zu Güterverlust und Feuertod verurteilt, konnte sich aber letzterem Verhängnis rechtzeitig durch die Flucht entziehen, so daß sich das Ketzergericht zu der Komödie gezwungen sah, an seiner Stelle sein Bild zu verbrennen. Bezeichnend ist übrigens die in dem Urteil ausgesprochene Furcht vor Volksaufläufen und Unruhen, die bei Vollstreckung der Strafe ausbrechen könnten. Demnach war die Zahl der Protestanten immer noch eine so große, daß man mit ihr rechnen zu müssen glaubte.



Schlimmer erging es einem Pfründner des Nicolashospitals zu Metz, Nicolas Chardin, der bei dem gleichen Verbrechen ertappt wurde. Chardin wurde zum Scheiterhaufen verurteilt und nur einem Gnadenakte hatte er zu danken, daß man ihn vor der Inbrandsetzung des Holzes erdrosselte, so daß ihm wenigstens die Qual des langsamen Feuertodes erspart blieb. Endlich wurde ein gewisser Antoine Demons aus ähnlicher Ursache vom Metzzer Parlament verurteilt. Dem Unglücklichen wurde zuerst die Zunge ausgerissen, worauf er erhängt und schließlich verbrannt wurde.

Der Schrecken über diese Vorfälle, denen ähnliche Greuel gegenüber ertappten Auswanderern zur Seite stehen, mag einschüchternd auf die zurückgebliebenen Hugenotten gewirkt haben, so daß sie sich darein ergaben, sich und ihre Kinder den katholischen Gebräuchen wenigstens äußerlich zu unterwerfen. Sie brachten die Kinder, besonders zahlreich nach dem Fall Very, zur katholischen Taufe, obgleich der Klerus nicht einmal die Patenschaft von Reformierten zuließ und die Kinder in die Kirchenbücher als unehelich eintrug, wenn die Eltern sich nicht nachträglich auch nach katholischem Ritus trauen ließen. Die bürgerliche Rechtlosigkeit bei Erbschaften usw., welche die Ignorierung der protestantischen Eheschließung durch den Klerus für die Nachkommen der Hugenotten zur Folge hatte, zwang wiederum viele Eltern, ihre Kinder womöglich im frühesten Alter ins Ausland zu senden, dort taufen und erziehen zu lassen. Im Inneren Frankreichs aber, wo eine solche Selbsthilfe auch für die Reicherer unausführbar war, führte die traurige Handlungsweise des Klerus mit der Zeit zu so heillosen Rechtszuständen, daß schließlich der Staat sich genötigt sah, für die Protestanten eigene Zivilstandesämter einzurichten, sie als »civilement mariés« zu dulden.

Gerade dasjenige Institut, welches die Geistlichkeit heute so heftig bekämpft, die Zivilehe, verdankt also der Intoleranz des Klerus seine Entstehung.

Folgendes Aktenstück aus dem Kirchenbuch von Courcelles, dem eine große Zahl gleichartiger zur Seite stehen, möge die Art, wie die Kirche beflissen war, protestantische Ehen als unsittliche Verhältnisse zu bezeichnen, erläutern.

»Am 30. Jan. 1716 wurde getauft Pierre Pilla, (illegitimer) Sohn von Susanne Pilla, als dessen Vater sich ausgibt Pierre Guillaume der jüngere, auf Grund einer zwischen ihm und der genannten Susanne Pilla heimlich und jenseits der Grenze (Ludweiler) vor den Dienern der religion prétendue réformée geschlossenen Ehe«. Das Kind bekam also



nicht einmal den Familiennamen des Vaters zuerkannt. Später wird in den Taufscheinen perfider Weise der Vater ganz weggelassen, weil die Mutter außerhalb der allein gültigen Kirche verheiratet sei, also zweifellos Konkubinat vorliege. Durch solche Maßregeln sahen sich die meisten Protestanten gezwungen, nachträglich ihre Eheschließung vor dem katholischen Pater zu wiederholen, worauf dann bestenfalls der Kirchenbucheintrag erfolgte, daß die Ehe »rehabilitiert« sei. Oft waren es ältere Ehepaare, die viele Jahre lang allen Quälereien widerstanden hatten und die nun mit einer Schar von Kindern als Neuvermählte vor den Altar traten, und der Geistliche ließ nicht ein Wort fehlen, das rechtschaffenen Eltern Scham und sittliche Qualen erspart hätte. Schließlich wurde allgemein der Übertritt mit dem Hochzeitsakt verbunden und sank mehr und mehr zur bloßen Formalität herab.

Von Zeit zu Zeit, besonders wenn der Einfluß der milderen Jansenisten wieder einmal dem der Jesuiten bei Hofe weichen mußte, erschienen noch immer neue drakonische, oft ganz unausführbare Erlasse gegen die unglücklichen Reformierten. So wurde z. B. das alte Gesetz gegen die Sterbenden dahin umgeändert, daß die »so erklärt haben, in der vorgeblich reformierten Religion beharren und sterben zu wollen, gleichviel, ob sie eine Abschwörung vollzogen haben oder nicht, als Rückfällige angesehen werden sollen.« D. h. also die Sakramente oder die Galeere, die Werke ohne den Glauben daran und nicht einmal die Furcht vor Gott, sondern die vor Ketten und Rudern. Allerdings wurde die Verkündigung dieses Gesetzes einen Monat lang aufgehoben, man denke einen ganzen Monat bei einem solchen Regiment. Der Generalprokurator, Herr d'Aguesseau, wagte es, Vorstellungen zu machen. »Man habe noch niemals den Protestanten befohlen, abzuschwören, man könne also auch nur die Rückfälligen bestrafen; man werde Mühe haben, einzusehen, wie jemand, der noch nie bekehrt war, in Ketzerei zurückgefallen sein solle, denn um zurückzufallen, müsse man sich notwendig vorher erhoben haben usw.«

Ungeachtet des inneren Widerspruches wurde das traurige Gesetz erlassen und, einerlei ob rückfällig oder nicht, das Vermögen der Gestorbenen konfisziert und den Toten jedes ehrliche Begräbnis verweigert. Zwar wurden in Metz einige wüste Plätze bezeichnet, so das Ost- und Westende der Guisenschanze, auf denen die Leichen der Ketzer verscharrt werden dürften, wenn sie in unauffälliger Weise und zur Nachtzeit dorthin gebracht würden. Trotz dieser Erlaubnis kam es aber oft zu sehr unliebsamen Auftritten, so daß die reformierten Familien



vorzogen, ihre Toten in ihren Kellern, Gärten, Scheunen und an ähnlichen Orten zu bestatten. Beinahe ein volles Jahrhundert blieb ihnen nur dieses eine Mittel übrig, wollten sie ihren Toten und dem eigenen Gewissen Genüge tun.

Natürlich wurden solche Personen, die ohne kirchliche Sakramente und ohne Bekehrung starben, gar nicht in die offiziellen katholischen Kirchenbücher eingetragen, ihr Tod demnach nicht einmal aktenmäßig gebucht. Hätte man nicht ihre Namen in den Taufakten, in den Trauungs- und Abschwörungslisten, so wüßten wir rein nichts von dem Leben und Sterben der kirchlichen Parias, ihr Dasein würde der Vergessenheit anheimfallen, wie sie namenlos begraben liegen. Erst vom Jahre 1791 an wurden wieder die protestantischen Todesfälle eingetragen.

Unter diesen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß die Kirche alles daran setzte, wenigstens die Sterbenden zu bekehren. Bezeichnend ist hier folgende Kirchenbucheintragung:

Am 18. Dezember 1731 starb Messire Samuel Duclos, Escuyer, Seigneur de Courcelles, 83 Jahre alt, nach Empfang der letzten Ölung und vorheriger Absolution kraft des Geständnisses, das er ablegte, sterben zu wollen im Glauben der Religion C. A. R.

Es handelt sich um den Schwiegersohn des Pfarrers Jennet von Courcelles, der bereits zweimal, erstmals nach einem mißglückten Fluchtversuch 1686 und dann, als Rückfälliger jahrelang gefangen gesetzt, zum zweiten Male 1694 abgeschworen hatte. Es ist doch wunderbar, daß dieser Glaubensmartyrer noch ein drittes mal sich bekehren mußte.

Nach den Königl. Edikten mußte bekanntlich jede schwere Erkrankung von Hugenotten dem Priester des Sprengels mitgeteilt werden. Ich habe schon erzählt, daß unser Vorfahr David Jassoy mit Schließung seiner Apotheke bestraft wurde, weil er eine solche Anzeige unterlassen hatte. Zweck des Ediktes war Aufdrängung der letzten Ölung.

Der Geistliche richtete an den Sterbenden dann die Frage, ob er nicht lieber in der wahren katholischen Kirche sterben wolle. Im Falle, daß irgendeine als Zustimmung zu deutende Bewegung des Kranken erfolgte, wurden die Sterbesakramente zur Anwendung gebracht und bekam der Verstorbene ein ehrliches Begräbnis.

Im anderen Falle stand die Leiche unter dem Bannfluch der Kirche und der Acht des Königreiches und konnte nur zur Nachtzeit an abgelegenen Orten verscharrt werden.

Solche Orte außerhalb der Stadt (s. Z. hält man eine Stelle im Walde von Silly mit großem grabähnlichem Erdaufwurf, der rings von



Wasser umgeben ist, dafür) dienten auch sonst zu heimlichen Zusammenkünften der Hugenotten, wo irgendetwas ein Mitglied ein Gebet sprach und die Umstehenden einen Psalm sangen. Erst nach der Auflösung des Jesuitenordens, 1764, konnten Versammlungen der »église du dessert« wieder in Dorfscheunen, allerdings immer noch lange Zeit ohne Zuziehung von Geistlichen, gewagt werden.

Besonders schlimm war es mit der Erziehung der Kinder bestellt, denn sobald die Geistlichkeit vermutete, daß der häusliche Einfluß der katholischen Kirchenlehre zuwiderlief, wurde die Zwangserziehung solcher Kinder in den Bekehrungshäusern angeordnet. Daß man in diesen Kindern jede Spur von Liebe zu den ketzerisch gebliebenen Eltern zu ersticken suchte, daß man ihnen nach der Entlassung aus den Klöstern den Verkehr mit den Eltern hintertrieb oder wenigstens verbot, haben wir schon früher gesehen.

Wie es in den Bekehrungshäusern zugeht, davon besitzt unsere Familie eine Vorstellung durch die Memoiren der Frau Bürgermeister Jassoy zu Hanau, deren Mutter diese Zwangserziehung durchzumachen hatte, während sie selbst als kleines Mädchen mit ihren Eltern aus Metz geflohen ist. Dieser Bericht gibt auch einen nicht uninteressanten Beitrag zu der wenig bekannten Lebensführung der Hugenotten in Metz während der 1. Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Der Bericht ist in zwei leider unvollständigen und teilweise überarbeiteten Auszügen auf uns gekommen, aus deren einem mein Vater unter dem Titel „Erlebnisse einer Hugenottenfamilie“ seinerzeit (1896) das wesentlichste mitteilte.

Wenn ich trotzdem diese Memoiren hier noch einmal in allerdings sehr gekürzter Form wiederhole, so geschieht es, weil damals mein Vater nur den einen Auszug seiner Arbeit zugrunde legte, während der zweite nicht unwichtige Ergänzungen enthält, und weil ich bei dieser Gelegenheit noch manches andere beifügen kann.

Der erste Auszug der Memoiren stammt von Frau Roques-Jassoy und wurde meinem Vater Mitte der 90er Jahre des vorigen Jahrhunderts durch Herrn Henri Roques in Paris auf einige Zeit zur Abschrift überlassen. Diesem Roques'schen Manuskript, das in französischer Sprache geschrieben war, fehlte Anfang und Schluß des Originals und die eigentliche Erzählung war durch Einteilung in Aufzüge, wodurch sie offensichtlich zu einer Aufführung geeignet gemacht werden sollte, entstellt.



Der zweite Auszug, in deutscher Sprache, stammt von Herrn Pfarrer Schmidt in Sterbfritz, einem Enkel der Frau Bürgermeister Jassoy, der 1795 geboren wurde.

Die sehr gekürzte Übersetzung des Herrn Pfarrer Schmidt zeigt zwar zahlreiche Übersetzungsfehler und Mißverständnisse, enthält aber andererseits manche Vorkommnisse, die in der Roques'schen Abschrift fehlen, vor allem Einleitung und Schluß der Memoiren.

Das Original selbst habe ich leider nicht erhalten können; Herr Pfarrer Schmidt hat dasselbe zuletzt besessen und soll es in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf Bitte des Geistlichen der église wallonne zu Hanau an eine Pariser Bibliothek abgetreten haben.

(Da in »Bordier«: »La France protestante« II édition, tome I S. 979, Paris 1877 bei Artikel »Baudesson« ein Teil der Begebnisse, so besonders der Tod und die Leichenschändung der Frau Baudesson née Gentilhomme, anscheinend nach dem Wortlaut der Memoiren von Frau Bürgermeister Jassoy erzählt wird, so dürfte tatsächlich in Paris das verlorene Originalmanuskript liegen.)

Doch zu den Memoiren selbst.

Zu Beginn werden einige kindliche Metzger Prozessionen beschrieben, wohl um zu zeigen, wie unmöglich die im Herzen reformiert gebliebenen Zwangskatholiken solchen Götzendienst mitmachen konnten. Einer dieser Prozessionen wurde ein papierenes Ungeheuer (Graouully genannt) vorgetragen, in dessen Rachen jeder anwohnende Bäcker, Krämer usw. ein Brot stecken mußte.

[Der Drache Graouully befindet sich noch heute im Domschatz zu Metz. Er soll in den Ruinen des römischen Amphitheaters gehaust haben und durch Bischof Clemens ausgetrieben worden sein. Vielleicht eine Erinnerung an die Unterdrückung des Heidentums durch die Kirche.] Bei einer anderen Prozession wurden schließlich zwölf lebende Katzen als Sinnbilder der Hexen in einem eisernen Käfig auf einem Scheiterhaufen unter großer Volksbeteiligung verbrannt. Eine besonders große Prozession, die an dem Elternhause der Memoirenschreiberin vorbeikam, war die der heiligen Simplicia. Diese Heilige hätte sich angeblich dereinst mit dem heiligen Simplicius vermählen sollen, aber beide Liebende, von Frömmigkeit getrieben, hätten übereinstimmend vorgezogen, sich ganz dem Himmel zu weihen und ins Kloster zu gehen. Dort hätten sie sich so ausgezeichnet, daß sie beide nach ihrem Tode heilig gesprochen wurden. Man errichtete ihnen Kirchen und in diesen silberne Bildsäulen. Aber da die Heiligen selbst



nach ihrem Tode nicht aufhörten, sich zu lieben, wurde die Statue der heiligen Simplicia jährlich einmal in Prozession an der Kirche des heiligen Simplicius vorbeigetragen. Hierbei geschah das »Wunder«, daß sich die Statue, je näher sie der Kirche des heiligen Simplicius kam, um so schwerer machte, so daß schließlich acht Mann sie kaum fortbringen konnten, während sie nach Überschreitung dieser Stelle wieder leichter wurde. (Es geht übrigens gerade vor der Simplicius-Kirche bergauf.)

Zu allen diesen Prozessionen mußten die Häuser der Nouveaux-Convertis genau wie die der Katholiken geschmückt werden, doch war selbst den Kindern der Protestanten nicht gestattet, den Zug mitanzusehen, es sei denn aus Versteckplätzen, da es leicht zu Gewalttätigkeiten des Pöbels kam. »Auch die Juden«, heißt es an anderer Stelle in dem Bericht, »flüchteten vielfach in unser Geschäft, wenn das Glöckchen das Herannahen des Venerabile meldete, um sich vor Beschimpfungen und Mißhandlungen zu schützen. Aus Dankbarkeit halfen diese Juden später meinem Vater bei den Vorbereitungen zu seiner Flucht, obgleich sie selbst sich dadurch großer Gefahr aussetzten«.

Die Großmutter der Memoirenschreiberin, Frau Susanne Jacob, älteste Tochter von Jean Beaudesson und Esther des Meulles, war am 30. Dezember 1671 zu Metz geboren und erinnerte sich noch sehr wohl, als Backfisch mit ihrer Großmutter Susanne Beaudesson zusammen in die protestantische Kirche gegangen zu sein. Sie erinnerte sich auch, wie die nackte Leiche dieser ihrer Großmutter durch die Straßen von Metz geschleift wurde (einen Vorgang, den ich bereits pag. 58 u. f. an der Hand der Memoiren erzählte), wie die Kirche geschlossen und abgerissen, wie die Prediger vertrieben, wie die Dragoner gehaust und wie Verwandte und Freunde bei Nacht und Nebel über die Grenze geflüchtet seien.

Dann heißt es weiter:

»Ende der 20er Jahre des 18. Jahrhunderts wohnte meine Großmutter, Witwe Jacob (sie hatte ihren Mann schon früh verloren), in der Rue Taison und betrieb eine Handlung, um sich und ihre vier Kinder zu ernähren. Ihre älteste Tochter, meine Mutter Susanne, war bereits erwachsen, ihr Sohn Jean war in der Lehre bei Goldarbeiter Perrin, welcher Herr Perrin später gleichfalls nach Hanau flüchtete, die beiden anderen Töchter waren noch sehr jung, die eine auch gebrechlich.

Eines Tages beschuldigte der Pfarrer des Kirchspiels meine Großmutter, daß die Hugenotten in ihrem Hause zusammen kämen, wobei man Psalmen singe, in der Bibel lese, aus ketzerischen Büchern Gebete hersage und womöglich Rechtgläubige und Kinder verführe. Auf



diese Anschuldigungen hin erwirkte der Bischof von Metz einen Haftbefehl gegen meine Mutter, die dieser Umgebung entzogen werden sollte. Nach Eintreffen des »lettre de cachet« wurde die Ahnungslose, ein damals 22-jähriges Mädchen, während sie gerade bei einem angeheirateten katholischen Onkel, dem Parlamentsrat Louis Simon zu Tische saß, durch Polizeisoldaten festgenommen und trotz allen Jammerns und Sträubens und trotz der Bemühungen ihres einflußreichen Onkels, wenigstens einen Aufschub zu erlangen, in das Kloster der Mission\*) gebracht, um katholisch gemacht zu werden«.

Susanne Jakob benahm sich im Kloster äußerst standhaft. Alle Bekehrungsversuche wies sie entschieden zurück. Man brachte ihr katholische Lehrbücher; sie erklärte, diese Schriften nicht zu lesen. Um sie zu quälen, holte man die katholischen Schülerinnen herbei und ließ Susanne durch Absingen des Spottliedes:

Maudite Huguenotte, que tu es miserable  
Quitter ton Dieu, pour servir au Diable;  
Il faut cent mille fagots  
Pour brûler tous les Huguenots

verhöhnen.

Bei der Deklamation dieses frommen Liedes mußten die Kleinen Susanne die Arme zerkratzen. Nichts machte sie schwankend. Ihre Standhaftigkeit wirkte sogar mächtig auf eine der Nonnen, die als zwölfjähriges Mädchen ins Kloster gesteckt und katholisch gemacht worden war, so daß in dieser Reue ob ihres Übertrittes erregt wurde.

Als die milden Mittel nichts halfen, wurde Susanne bei knappster Kost vier Wochen lang in den Turm eingesperrt, wo ihr weder frische Wäsche noch reine Kleider verabfolgt wurden.

Nachdem sie aus der Einzelhaft entlassen war, suchte Susanne mit der Außenwelt in Verbindung zu treten, um durch die Beihilfe ihrer Angehörigen aus dem Kloster befreit zu werden. Es gelang ihr auch eines Mittags durch ein vergittertes Fensterchen sich ihrem Bruder, der hier täglich zur Essenszeit vorbeikommen mußte, bemerkbar zu machen und mit ihm ein Rendezvous am gleichen Platz in der Dämmerung zu verabreden. Aber der Vorgang war von einem Vorübergehenden belauscht worden. So kam es, daß Jean Jacob, als er am Abend, wie ausgemacht, zu dem betreffenden Klosterfenster schlich, festgenommen und ins Gefängnis geführt wurde. Er sollte zunächst ganz ohne Verhör

\*) Soll vielleicht heißen »de la Visitation«.



verurteilt werden, aber er appellierte an den Bischof, der ihn schließlich, da ein Entführungsversuch nicht bewiesen werden konnte, nach langer Haft freisprach. Doch ließ der Bischof den jungen Jacob nicht zu seiner Mutter zurückkehren, sondern ordnete seine Überbringung nach Paris an, wo er bei einem gut katholischen Meister die Lehrzeit beendigen könnte.

Der Witwe Jacob war auf diese Weise jetzt ihr zweites Kind entrisen; sie sollte den Sohn nie mehr wiedersehen. Susanne dagegen mußte zur Strafe, daß sie mit ihrem Bruder gesprochen und sich über die Behandlung im Kloster beklagt hätte, zweimal nacheinander mit der Zunge die 60 Stufen einer Turmtreppe berühren.

Ein andermal ward sie verurteilt, drei Tage lang in Gegenwart aller mit den Hunden zu essen. Man deckte nicht mehr für sie, sondern setzte ihren Anteil auf einen Teller am Boden neben die Hundeschüssel. Dann sagte die Schwester Zuchtmeisterin: Setzen Sie sich nur auf den Boden; Ihre neuen Gäste werden gleich kommen. Bei diesen Worten ließ sie die Hunde herein, die gierig hinzusprangen und im Nu beide Schüsseln leer fraßen.

Zu derselben Zeit befand sich im Kloster eine etwa 13jährige Waise, um bekehrt zu werden. Da sie arm war, bediente man sich ihrer als Magd. Einst verstand das etwas schwerhörige Kind den ihr leise erteilten Auftrag der Oberin, ein Glas Wasser zu bringen, nicht sofort, worüber sich die Oberin heftig erboste und das Kind vor die Türe zu führen und exemplarisch zu züchtigen befahl. Die Strafvollstreckung besorgte die Schwester Zuchtmeisterin, die die arme Kleine solange mit Faustschlägen und Fußstritten mißhandelte, bis dieselbe in Ohnmacht fiel. Der Ohnmacht folgten Krämpfe und Irresein und der Zustand der Kranken verschlimmerte sich zusehends. Nun wurde das kranke Kind von den Nonnen bestürmt, rasch noch katholisch zu werden; auch wurden die übrigen Zöglinge von der Kranken ferngehalten. Als sie und darunter Susanne wieder zugelassen wurden, lag die Ärmste bereits im Todeskampf. Alle Nonnen aber erzählten, wie die Kranke plötzlich wie durch ein Wunder die Sprache wieder erlangt, gebeichtet und nach der letzten Ölung verlangt habe. Nachdem sie diese empfangen, habe sie Gott, die heilige Jungfrau und alle Heiligen gepriesen und sich dabei so in Eifer geredet, daß der Todeskampf eingetreten sei.

Geprügelt wurde überhaupt im Kloster sehr häufig und nicht nur Schülerinnen waren die Opfer. Eine Nonne, Schwester Elisabeth, die



früher protestantisch gewesen, aber, Verlockungen und falschen Vorspiegelungen nachgebend, übergetreten war, beging die Unvorsichtigkeit, sich einer »Schwester« gegenüber offen auszusprechen und im Laufe des Gespräches zu sagen, daß sie getäuscht worden sei und ihren Übertritt bedauere.

Wegen dieser ketzerischen Gesinnung wurde die arme Nonne, als die Schülerinnen zu Bett waren und zu schlafen schienen, in einen Nachbarsaal geführt, in dessen Mitte sie auf einem Taburett Platz nehmen mußte, nachdem sie bis zum Gürtel völlig entkleidet worden war. Dann traten alle Nonnen der Reihe nach hinzu und jede gab der »Hugenottin« mehrere klatschende Geißelhiebe auf den nackten Rücken. Die Prozedur wurde auch dann noch fortgesetzt, als das stark blutende Opferlamm zu jammern und um Gnade zu flehen begann.

Durch die Beobachtung dieser Mißhandlung sowie die von nächtlichen Ausflügen einiger Nonnen und deren geheimen Verkehr mit einem Pater wurde Susanne dem Kloster sehr unbequem; und da sie an zwei katholischen Edelfräulein, die von ihren Eltern wegen einer Liebschaft mit Offizieren der Garnison für einige Zeit ins Kloster gebracht worden waren, und die gegen Andersgläubige nicht so vorurteilsvoll waren wie die übrigen Klosterzöglinge, Rückhalt fand, beschloß die Oberin, die drei Mädchen zu entlassen. Daß der Entlassung eine exemplarische Züchtigung voranging, und daß Susanne zum Schlusse nochmals in den Hungerturm wanderte, versteht sich bei der liebevollen Klosterbehandlung von selbst. Auch mußten die drei Mädchen feierlich versprechen, nichts über die Vorfälle im Kloster verlauten zu lassen, im Gegenteil, dasselbe überall zu loben und zum Eintritt in die Anstalt aufzufordern. Da die Mädchen endlich Spuren der letzten körperlichen Züchtigungen an den Armen zeigten, wurde ihnen befohlen, die Arme bedeckt zu tragen, bis die Flecken verschwunden seien. »Im Notfall können sie ja einen Ausschlag vorschützen«, gab die Schwester Zuchtmeisterin noch als »guten« Rat mit.

Susanne durfte auch nicht zu ihrer Mutter zurückkehren, ja sie sollte sie nicht einmal sprechen; man tat sie vielmehr zu ihrem katholischen Onkel, dem bereits mehrfach erwähnten Parlamentsrat Louis Simon, mit dessen Tochter sie regelmäßig die katholische Kirche besuchen und sich so allmählich in den katholischen Gebräuchen vervollkommen konnte. »Tun Sie es nicht«, sagte die Oberin, »und merkt der Bischof, den ich nur mühsam von Ihrer Bekehrung überzeugen konnte, daß Sie sich unserer Religion noch immer nicht völlig unterworfen



haben, so werden Sie einem viel strengeren Orden übergeben werden als der unsrige ist, der für einen so böartigen Geist zu leicht war. Bedenken Sie daher, daß wir Sie beständig überwachen lassen und fürchten Sie unsere Schritte, wenn wir Übles von Ihnen erfahren.«

Susanne fand trotzdem bald Gelegenheit, ihre Mutter, wenn auch nur zur Nachtzeit, zu sprechen. Witwe Jacob, die ihre Tochter zwei Jahre nicht gesehen hatte, war sehr erfreut, daß dieselbe im Herzen Hugenottin geblieben war. Durch ihre Mutter erfuhr Susanne auch, daß ihr Bruder Jean aus Paris, wohin er verschickt worden war, glücklich entkommen sei, sich in London befinde, und daß es ihm dort gut gehe.

Einige Zeit nach ihrer Entlassung aus dem Kloster lernte Susanne Jacob den kinderlosen Witwer Jean Morizot kennen, der unter den Arkaden vis à vis St. Simplicie und ganz nahe dem Pont Chailli ein Haus und ein blühendes Tuchgeschäft besaß. Als dieser Herr Morizot, der selbst zu den Zwangskatholiken gehörte, sich überzeugt hatte, daß Susanne Jacob trotz des langen Aufenthaltes in dem Kloster den Religionsanschauungen der Väter treu geblieben sei, hielt er um sie an, welchen Antrag Susanne in Übereinstimmung mit ihrer Mutter und ihrem Onkel, dessen Erkundigungen gut ausfielen, freudig annahm.

Die Trauung fand am 7. September 1734 statt und zwar in der église St. Simplicie, denn sie mußte nach katholischem Ritus vorgenommen werden.

Alle Zwangskatholiken hatten sich dieser Forderung zu unterwerfen, wollten sie ihre Ehe rechtsgültig erklärt haben. Gerade Herr Morizot hatte bei seiner ersten Verhehlung böse Erfahrungen gemacht. Damals hatte er sich von dem evangelischen Pfarrer in Bischweiler trauen lassen, wie manche andere Hugenotten vor ihm.

Kaum hatte aber der katholische Sprengelgeistliche den Sachverhalt erfahren, so machte er behördliche Anzeige, worauf das neu eröffnete Geschäft des jungen Paares geschlossen, die Gatten getrennt und so lange gefangen gehalten wurden, bis sie einwilligten, sich unterrichten und noch einmal nach katholischem Brauch trauen zu lassen. Auch nach der Trauung mußte Morizot jahrelang mit drei anderen Familienvätern, die ähnliches verbrochen haben mögen, zum Kirchenunterricht gehen, bis der ungebildete Geistliche, an den der alte Schüler oft sehr verfängliche Fragen richtete, selbst einsah, daß auf diese Weise nichts zu erreichen wäre.

Der zweiten Ehe des Herrn Morizot entsprossen sechs Kinder, von denen drei aber im zartesten Alter starben. Natürlich richteten



sich die Bemühungen der Geistlichkeit sofort auf der Überlebenden gut-katholische Erziehung. Unter diesen Kindern war ein Sohn, Jean Paul, geboren 1735, den die Eltern über die Grenze zu Pfarrer Heilmann in Bischweiler schickten, wodurch er dem regen Bekehrungseifer des Metzger Klerus entzogen wurde. Dagegen mußten sie, um den gesetzlichen Bestimmungen zu genügen, gewissermaßen als Pfand die Tochter dieses Geistlichen bei sich aufnehmen, denn nur unter dieser Bedingung war ein Verschicken von Kindern über die Grenze gestattet. Um so eifriger nahm sich die Kirche der beiden Töchter an, von denen die ältere, Madeleine, (die spätere Frau Bürgermeister Jassoy und Memoiren-schreiberin) 1736, die jüngere, Anne, 1740 geboren war. Als aber der Pfarrer des Sprengels wegen schlechter Aufführung flüchtig gehen mußte, benutzte Herr Morizot die Gelegenheit, seine Töchter nicht mehr in die katholische Kinderschule und zur Messe zu schicken, sondern unterrichtete sie zu Hause. Die Freude dauerte nicht lang, denn der neue Geistliche war noch strenger als der frühere und ließ das älteste Töchterchen wiederholt mit Gewalt zur Kirche führen; ja sein Eifer veranlaßte mehrmals eine förmliche Straßensjagd hinter der Kleinen, die einmal in ihrer Angst in einen offenstehenden Spenglerladen sprang, wobei sie gegen eine Pfanne mit glühenden Kohlen rannte, mit ihr umfiel und sich erheblich verbrannte. Nachdem wieder einmal das Kind halb tot vor Aufregung zur Schule gekommen und dort in Ohnmacht gefallen war, beschwerte sich Herr Morizot, worauf der Geistliche seine groben Gewaltmaßregeln einstellen mußte; die Eltern hatten sich dagegen bei Vermeidung hoher Geldstrafen zu verpflichten, ihre beiden Töchter regelmäßig zum Kirchenunterricht zu senden. Noch nicht zwölfjährig, wurde das älteste Kind unter die Zahl der Katechumenen eingereiht, mußte zur Beichte und sollte demnächst gefirmelt werden.

Am Tage der Konfirmation wagten die Eltern ihr Töchterchen, das eine leichte Augenentzündung hatte, unter diesem Vorwande zu Hause zu lassen.

Der Pfarrer, dem die Erkrankung des Kindes mitgeteilt werden mußte, erschien sofort im höchsten Zorn, um Madeleine persönlich zur Kirche zu führen. Glücklicherweise waren gerade einige Schweizer-offiziere, deren Truppen nach Beendigung des Krieges in Metz einquartiert waren, in dem Morizotschen Geschäft, um über eine Lieferung von Militärtuch zu verhandeln; diese Herren legten sich ins Mittel, verspotteten den Übereifer des Geistlichen und meinten: »die Kleine sei ja noch sehr jung, ihre Seele könne der Kirche nicht entgehen, also möge



der Pfarrer noch ein Jahr warten.« Höhnisch riefen sie: »gut Ding wolle Weile haben und dgl. mehr.«

Der Geistliche mußte unverrichteter Dinge abziehen, und die Offiziere machten sich noch lange Zeit über ihn lustig; der Pfaffe aber ging zum Bischof und bat denselben, einen Königlichen Befehl zu erwirken, daß die beiden Kinder dem bösen Einflusse der ketzerisch gesinnten Eltern entzogen und zur ferneren Erziehung in ein Kloster gebracht werden könnten.

Als die Eltern Morizot durch Freunde die furchtbare Gefahr erfuhren, in der ihre Kinder schwebten, entschlossen sie sich, die schon lange geplante Flucht so rasch wie möglich anzutreten. Hatte Frau Morizot doch die Erziehungsmethode der Klöster am eigenen Leibe erfahren. »Zunächst«, heißt es in den Memoiren weiter, »schickte mein Vater seine Schwiegermutter, Frau Witwe Jacob, die seit einigen Jahren bei ihm wohnte, mit ihren zwei ledigen Töchtern nach Bischweiler unter dem Vorwande, die Tochter des Herrn Pfarrer Heilmann auf einem kurzdauernden Besuche bei deren Eltern zu geleiten. Dann verkaufte er den größten Teil seines Warenlagers, jedoch machte er sich hierdurch bereits so fluchtverdächtig, daß er gezwungen war, mit einem Schweizer Fabrikanten den Scheinkauf eines großen Tuchpostens zu verabreden, welche Maßnahme ihn später noch in große Ungelegenheiten bringen sollte und mittelbar den Tod meiner Mutter herbeiführte. In Vigy bei Metz besaß mein Vater ein kleines Gut. Da Reformierte ihre Liegenschaften ohne behördliche Erlaubnis nicht veräußern durften, ließ er sich von einem Lütticher Geschäftsfreunde wegen einer fingierten Summe verklagen und erlangte so den Gerichtsbeschluß zum Verkauf der Meierei; nur mußte er eine Quittung des Lütticher Kaufmanns beibringen, was dieser äußerst ungerne tat. Wechsel über Schulden, die ein Schweizerregiment bei meinem Vater gemacht hatte, übergab er einer Verwandten, Frau Beauclair, mit der Bitte, den Betrag ihm s. Zt. nachzusenden, freilich erfolglos; denn als die Behörde später von der Sache erfuhr, zwang sie Frau Beauclair zur Auslieferung der Wechsel, die dem Staate verfallen seien, und die Dame konnte von Glück sagen, daß sie auf Fürsprache angesehener Parlamentsräte nicht außerdem mit Geld-, Freiheitsstrafe oder Schlimmerem wegen Beihilfe zur Flucht eines Protestanten bedacht wurde. Zwei Stadthäuser und kaufmännische Forderungen im Betrage von Frs. 25000.— mußten von vornherein als verloren betrachtet werden, da sie auf keine Weise zu Geld gemacht werden konnten.



Die Verschwiegenheit eines Dienstmädchens erkaufte mein Vater damit, daß er ihr einen ganzen Haushalt schenkte und ihr, obwohl es erst Ende Winter war, den vollen Jahresgehalt und weiter Frs. 200.— zahlte. Beim Wegzuge übergab er dem Mädchen sämtliche Schlüssel des Hauses mit der Erlaubnis, sich anzueignen, was es nur irgend gebrauchen könne. Das Mädchen, das mit dem Fuhrmanne, der die Flucht unserer Familie leiten sollte, verwandt war, hatte so, obwohl ihm die Tochter des Fuhrmanns dabei half, die ganze Nacht vollauf zu tun, ihre eigenen Sachen in Sicherheit zu bringen und um so weniger Interesse, durch Anzeige bei der Polizei unsere Flucht zu vereiteln.

Mein Vater ließ unterdessen die besten Kleidungsstücke der Familie, das Leinenzeug, das Silbergeschirr, Schmuck und einige Waren in große Fässer verpacken, diese bei Tagesanbruch aufladen und den Wagen nach einem eine Stunde von Metz gelegenen Pachthofe fahren, wo er in einer Scheune bis zum Abende eingestellt wurde. Der Inhalt der Fässer wurde als Wein deklariert, und der Ausfuhrzoll dafür bezahlt.

Dem Fuhrmanne, der den Wagen nach Ludweiler, einem etwa zehn Stunden von Metz gelegenen Grenzorte zu bringen hatte, mußte das Gefährt und die vier Pferde bezahlt werden. Außerdem bekam er die 100 Taler, die die Leute zu erhalten pflegten, die Flüchtlinge anzeigten sowie einen Schuldschein über weitere 200 Taler. Der Knecht, der die Pferde besorgte, bekam gleichfalls eine hohe Belohnung.

Der zur Flucht bestimmte Tag war ein Samstag, kurz vor Ostern. Dieser Zeitpunkt war insofern gut gewählt, als am folgenden Tage zur Feier des Aachener Friedens (1748) ein großes Feuerwerk sowie eine Illumination veranstaltet werden sollte, und durch dieses Festtreiben die Aufmerksamkeit von dem Einzelnen abgelenkt wurde. Uns Kinder, mich und Anne, schickte mein Vater bereits am frühen Morgen zu einer befreundeten Dame, einer Frau de Bazas (Name im Manuskript nicht ganz deutlich), damit wir bei den Fluchtvorbereitungen nicht störten oder die Vorgänge im Hause ausplauderten.

Abends gegen sechs Uhr holte des Fuhrmanns Tochter uns beide und brachte uns vor die Stadt, wo ihr Vater uns erwartete. Weil es geschneit hatte, und die kleine Anne zu weinen begann, nahm sie der Fuhrmann auf den Rücken, während ich nebenherlief und mich an seinem Rockschoße festhielt. So ging es in dunkler Nacht etwa eine Stunde Wegs fort, bis wir zu dem mit einer Leinwanddecke versehenen Wagen kamen, wo die Eltern uns bereits erwarteten. Vater und Mutter



waren, um alles Aufsehen zu vermeiden, einzeln und zu ganz verschiedenen Stadttoren hinausgegangen.

Wir alle setzten uns in dem Wagen auf eine Matratze, und nun ging die Fahrt der deutschen Grenze zu. Zur Bestreitung der Reisekosten trug mein Vater einen Gurt voll Gold, während meine Mutter doppelte Taschen hatte und kleine Münze im Gewicht von 17 Pfund bei sich führte. Unter ernstesten Gedanken und Gebeten fuhren wir weiter und weiter. Meine Mutter war so ergriffen, daß sie in Tränen zerfloß, und wir Kinder weinten, weil wir die Mutter weinen sahen. Furchtbar lastete auf den Eltern der Gedanke, die Heimat für immer zu verlassen und einer unsicheren Zukunft entgegenzusehen. Hinzu kam die Angst jeden Augenblick entdeckt und wieder eingeholt werden zu können.

Gegen Morgen trat Tauwetter ein, und die Wege wurden grundlos, was um so schlimmer für uns war, als der Fuhrmann, aus Furcht vor Verfolgern, Dörfer vermeiden und Nebenwege einschlagen mußte, wobei er sich schließlich verirrte und längere Zeit statt vorwärts wieder rückwärts gegen Metz fuhr.

Zuletzt sank der Wagen im Morast ein, und war, obgleich alle schoben und halfen, nicht mehr von der Stelle zu bringen. Vorspann zu nehmen war zu gefährlich. So blieben wir zwei Stunden stecken; erst dann gelang es, die totmüden Pferde, die inzwischen etwas gefüttert worden waren, wieder in Gang zu bringen. Um sechs Uhr abends überschritten wir nach noch manchem Abenteuer und in steter Angst vor Verfolgern, die die Eltern in jedem Bauertrupp, in jedem Reiter vermuteten, die Grenze, und fuhren in Ludweiler ein. Mitten im Dorf fiel eines unserer Pferde tot zur Erde.

Mit innigen Worten dankten meine Eltern Gott für ihre glückliche Befreiung. Während der Nacht verblieben wir bei dem dortigen Prediger, der uns liebevoll aufnahm. Am frühesten Morgen aber reisten wir weiter nach Saarbrücken, wo meine Mutter als junges Mädchen einige Zeit in Pension gewesen war, um die deutsche Sprache zu erlernen und konfirmiert zu werden. Hier sollten ursprünglich mein Bruder, die Großmutter und deren Töchter zu uns stoßen. Allseitig ward meinen Eltern jedoch abgeraten, in Saarbrücken zu warten, weil wiederholt in letzter Zeit Flüchtlinge auf deutschem Gebiete überfallen und über die Grenze zurückgebracht worden wären. So wurde die Reise bis Zweibrücken fortgesetzt, wohin auch die Bischweiler Verwandten alsbald kamen.

Mein Vater hatte geplant, in die Schweiz auszuwandern, aber meine Mutter bestimmte ihn, zu ihrem Bruder nach London zu gehen.



Großmutter Jacob konnte sich nicht entschließen, uns in diese weit-entfernte Stadt zu folgen; sie reiste mit ihren ledigen Töchtern nach Bischweiler zurück, nachdem sie von uns allen schweren Herzens Abschied auf Lebenszeit genommen hatte.

In London wurden wir von Onkel Jean Jacob, dem Bruder meiner Mutter, herzlich empfangen. Ein Haus ward gemietet, eine junge Engländerin, die ein wenig französisch sprach, als Verkäuferin angeworben und ein Ladengeschäft in Kleiderstoffen begonnen.

Ein großer Festtag war es für uns alle, als wir am ersten Sonntage in einer calvinischen Kirche Londons eine evangelische Predigt in unserer Muttersprache hören durften. Nach der Predigt verkündigte der Geistliche von der Kanzel die Ankunft der neuen Flüchtlinge aus Frankreich, bat die Gemeinde, die frischzugereisten in ihren Unternehmungen zu unterstützen und betete schließlich für unser Wohlergehen in der neuen Heimat.

Meine Eltern überzeugten sich aber bald, daß es ihnen unmöglich wäre, sich in London einzugewöhnen, wo ihnen Klima und Lebensweise nicht zusagte und die Landessprache gänzlich fremd war; auch richtete sich der zurzeit stark geschürte Franzosenhaß der Engländer besonders gegen die im Lande befindlichen Franzosen, als welche meine Eltern durch Kleidung und Sprache fortwährend erkannt wurden. Onkel Jean bot vergeblich alles mögliche auf, sie in England zu halten. Noch war der Sommer nicht zu Ende, da befanden wir uns mit dem Reste der englischen Waren auf der Reise zum Rhein, um auf der Frankfurter Messe diese Waren zu Geld zu machen und dann in die Schweiz zu ziehen.

Ich übergehe die Widerwärtigkeiten und Gefahren dieser Fahrt, die von London bis Mainz zu Schiff gemacht wurde. In Mainz erfuhr mein Vater, daß die Frankfurter Herbstmesse schon seit acht Tagen zu Ende gegangen sei. Trotzdem benützte er die nächste Post nach Frankfurt, weil er, unschlüssig, was nun zu tun sei, bei dem ihm bekannten Bankier Sarrazin die in England auf Frankfurt gezogenen Wechsel einlösen, hauptsächlich aber sich Rat holen wollte. Herr Sarrazin meinte, wir sollten den Winter über in dem nahen Hanau zubringen, wo viele geflüchtete Metzger sich aufhielten, im nächsten Frühjahr auf der Frankfurter und Mainzer Messe die englischen Waren zu verkaufen suchen und dann erst wieder zum Wanderstabe greifen.

Mein Vater folgte dem Rate um so lieber, als er in Hanau einen Vetter, Herrn Marion, wußte sowie die Herren Jassoy und viele andere, die er von Metz her kannte. In der großen französischen Kolonie von



Hanau gewöhnten sich die Eltern bald ein, so daß sie dort zu bleiben beschlossen.

Leider hatte der Schweizer Fabrikant, bei dem mein Vater, um sich vom Fluchtverdacht zu reinigen, noch in den allerletzten Tagen zu Metz große Warenposten von Militärtuchen geliehen hatte, über die ein Scheinkaufvertrag abgeschlossen worden war, das Seßhaftwerden meines Vaters dazu benützt, um auf Abnahme der Ware oder Zahlung einer großen Summe zu klagen. Das Hanauer Gericht gab der Klage Folge und verurteilte meinen armen Vater zur Übernahme der hier ganz unverkäuflichen Ware. Da machte sich meine Mutter mitten im Winter auf den Weg nach Kassel, um vom Kurfürsten auf dem Gnadenwege die Aufhebung des Urteils zu erlangen. Der Kurfürst versprach, sich der Sache anzunehmen, im schlimmsten Falle selbst das Geld zu zahlen, und meine Mutter begab sich sehr erleichtert auf die Heimreise. Schwer krank von den Strapazen und Aufregungen der Reise, bei der sie einmal wegen eines Radbruches stundenlang neben dem Postwagen im Schnee stehen mußte, kam sie wieder in Hanau an, wo sie kurze Zeit darauf starb.«

Soweit die allerdings stark gekürzten Memoiren.

Einige Jahre später heiratete die Memoirenschreiberin Susanne Morizot den Bürgermeister Simon Jassoy. Ihr Vater starb als Witwer am 3. Juli 1759 zu Hanau. Sein ausführliches Testament liegt bei unseren Familienpapieren.

Leider besitzen wir keine Memoiren über die Flucht des den Namen Jassoy führenden Ahnen, die zwischen 1701 und 1720 stattgefunden haben muß. Früher habe ich schon vorausgezählt, was die Urkunden darüber melden. Zu dem Sohne aus erster Ehe, der wie Vater und Großvater »David« getauft war, kamen nach den Metzger Taufregistern aus der zweiten Ehe mit Judith le Bachelé noch ein 1686 am Tage der Dragonaden geborener Sohn Louis, eine 1689 geborene Tochter Marguerite-Elisabeth, ferner 1690 ein Sohn August, 1691 ein Sohn Jean Dieudonné, 1696 ein Sohn André und schließlich am 24. Januar 1701 eine Tochter Françoise. Zur Zeit der Geburt letzterer Tochter studierte der älteste Sohn des Apothekers bereits zu Basel. Er wurde dort am 28. Mai 1698 als stud. med. immatrikuliert und scheint einen guten Wechsel gehabt zu haben; wenigstens nahm ihm die Universität nach Ausweis der noch vorhandenen Matrikel auffallend hohe Gebühren ab, während andere Studenten viel weniger zahlten.



Zwei Jahre später, am 6. März 1700, ist auch der zweitälteste Sohn Jassoys, Louis, jenseits der französischen Grenze in Basel, um hier Pharmazie zu studieren.

Bei unseren Familienpapieren befindet sich heute noch die Inaugural-Dissertation des Arztes David Jassoy, datiert vom 16. März 1703. Sie handelt von der Lethargie und ist, wie üblich, in lateinischer Sprache geschrieben. Weiter besitzen wir ein stark vergilbtes Albumblatt, auf dem in schwülstigen Versen stud. pharm. Ludovicus Jassoy dem Bruder zum Bestehen des Examens gratuliert. »Egregiam, Frater, laudemque, decusque mereris . . . usw.« Louis Jassoy ist später nach Metz zurückgekehrt und hat dort eine Apotheke besessen, wahrscheinlich die väterliche, die man dem katholisch erzogenen Sohne des »Ketzers« nicht gut vorenthalten konnte. Onkel Louis, Apotheker zu Metz, wird zweimal — 1719 und 1727 — in den Hanauern Kirchenbüchern als Taufpate genannt, so z. B. bei der Taufe des Großvaters meines Urgroßvaters, des späteren Kommerzienrates André Louis Jassoy-de la Harpe. Aber dann meldet die Protestantenchronik in Paris: Jassoy, Apotheker, flüchtet 1741 aus Metz. Hiernach ist auch Louis Jassoy nur ein Mußkatholik gewesen und hat, obgleich schon 55jährig, schließlich das unerträgliche Joch abgeschüttelt. Wohin er freilich geflohen, wo und wann er gestorben, vermag ich nicht zu sagen. Selbst von dem Arzte David Jassoy bin ich zwei Jahrzehnte ohne Nachricht, dann taucht er in Hanau auf, wo er im August 1724 Sara Pichon, die Witwe von Louis Modéra aus Metz, heiratete. (Ein Modéra war der Schwager von Frau Moses Jassoy-Montaigu; die Modéra sind außerdem verwandt mit den Olry, des Meulles, Michelet, Beaudesson und anderen in Metz.) Nachkommen aus dieser Ehe leben heute in Frankfurt a. M. und London.

Vier resp. fünf Jahre früher haben sich zwei jüngere Brüder Davids in Hanau vermählt, sind also gleichfalls nach Deutschland entkommen. Der eine, August, heiratete, 28 Jahre alt, Susanne Grandon. Von den neun Kindern aus dieser Ehe ist der älteste, der schon erwähnte Kommerzienrat André Louis Jassoy, der in erster Ehe eine Bürgermeisterstochter von Hanau, Helene de la Harpe, in zweiter Ehe eine Tochter des Frankfurter Bankiers und Saalhofbesitzers Jakob Bernus, Helene Petronella Bernus, zur Frau hatte, mein direkter Vorfahr und durch die zweite Heirat auch Frankfurter Bürger geworden. Der andere, Jean, heiratete 1720 in Hanau Marie Françoise Montaigu, die Tochter des Metzger Offiziers Charles Montaigu, der



dort 1754 im Alter von 78 Jahren starb. Der jüngste Sohn von den fünf Kindern aus dieser Ehe, Simon Jassoy, war später Bürgermeister von Hanau und der Gemahl der Susanne Morizot aus Metz, deren Memoiren ich mehrfach angeführt habe. Nachkommen leben heute in Hanau, Frankfurt, Ehringshausen, Wiesbaden und Nord-Amerika.

Es fehlt noch der 1696 zu Metz geborene jüngste Bruder der Vorgenannten, André Jassoy. Von ihm weiß ich bloß, daß er früh aus Metz gekommen sein muß. Ein auf Pergament geschriebener, überaus wortreicher Lehrbrief in deutscher Sprache, der bei unseren Familienpapieren liegt, sagt, »daß Vorzeiger dieses, André Jassoy, des ehrenfesten und kunsterfahrenen Herrn David Jassoy, Bürger und Apotheker zu Metz ehelicher Sohn, in der Handlung des Herrn Bambs zu Straßburg vom 1. März 1711 bis 1. März 1715 gelernt und sich während dieser Zeit sehr rühmlich und wohl verhalten habe«.

Auf der Rückseite des gut erhaltenen Pergamentblattes steht: »Ihme Andreas Jassoy ertheilet 1715« und darunter:

»André Jassoy unde? Hannov?«

Der sehr ehrenhafte Herr Bambs scheint demnach nicht genau gewußt zu haben, woher sein Lehrling zu ihm kam. Aus Hanau? Vielleicht auch aus Hannover, auf welches die Abkürzung Hannov. hinweist.

Von der 1689 zu Metz geborenen Marguerite Elisabeth, der einen der beiden Schwestern dieser fünf Brüder, erfuhr ich leider nichts; sie ist wahrscheinlich wie ihr Bruder André jung gestorben. Besser unterrichtet bin ich über die zweite Schwester, das jüngste Kind des Apothekers Jassoy-le Bachelé, die am 24. Januar 1701 geborene Françoise. Diese Françoise Jassoy ist vermutlich zugleich mit ihren Eltern geflüchtet und anscheinend über Hannover nach Berlin gekommen. 1720 heiratete sie dort als 19jähriges Mädchen, vielleicht bereits Waise und bei einem der Onkel aufgenommen, den wenig älteren Geistlichen Simon Peloutier, dessen Bruder zwei Jahre später ihre Cousine Charlotte Jassoy heimführte.

Die weiteren Schicksale dieser Ahnen der heutigen Familien Jassoy, besonders der drei oben genannten in Hanau verheirateten Brüder David, August und Jean, fallen aus dem Rahmen meiner Schilderung, die im wesentlichen nur die hugenottischen Vorfahren berücksichtigen möchte.

---